

# Der Missionsauftrag ist jedes Opfer wert

Ein Glaubenszeugnis, keine politische Dummheit: Die Märtyrer von Tokwon aus dem Benediktinerorden starben in kommunistischen Gefängnissen Nordkoreas

VON PATER WILLIBRORD DRIEVER OSB

Im Frühjahr diesen Jahres wurden im Archiv der Erzabtei St. Ottilien die letzten Lebenszeichen der in den Jahren 1949–52 in kommunistischen Gefängnissen und Arbeitslagern ermordeten Korea-Missionare wieder entdeckt. Briefe, die damals heimlich aus der Kerkerhaft geschmuggelt werden konnten. Die Briefe sprechen von „Läusen“, von „Wanzen“ und von „Dreck“. Und davon, dass man Arzneimittel benötigte. „Die Krankheiten, an denen wir besonders leiden, sind Durchfall, Fieber und Geschwüre“, heißt es einmal. Einer der Häftlinge ist tuberkulös, ein anderer lungenkrank. Kaum vorstellbar, was diese Männer – und auch Frauen – damals erlitten.

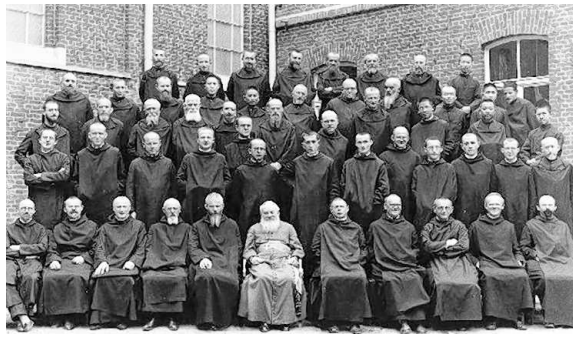
Dieser Fund kam zur rechten Zeit. Abt Simon Ri, Abt der südkoreanischen Abtei Waegwan, zugleich Apostolischer Administrator der Territorialabtei Tokwon, stellte am 10. Mai 2007 in einer feierlichen Zeremonie in Waegwan ein Dekret aus, in dem die Abtei erklärt, den Seligsprechungsprozess von 36 Märtyrern der nordkoreanischen Benediktinermission anzustrengen. Zu der Gruppe gehören Mönche der Klöster Tokwon, Yenki, St. Ottilien, Münster-schwarzach, Schweikberg und Beuron, Schwestern von Wonsan und Tutzing, Welt-priester der Diözese Hamheung und Agnetta Chang, eine Oblatin der Wonsaner Schwesterngemeinschaft.

Die Missionsbenediktiner von St. Ottilien wurden 1909 nach Korea gerufen und sollten französische Missionare im schulischen Sektor unterstützen. Sie begannen in Seoul mit einem Lehrerseminar. Doch erhoben die Japaner, die Korea besetzt hatten, dagegen Einspruch: Koreaner durften nicht in gehobene Stellungen kommen. Schon zu Beginn wurde in Seoul mit dem Kloster eine Handwerkerschule gegründet, die sich gut entfaltete. Das Kloster St. Benedikt in Seoul erhielt genügend Nachwuchs aus den bayerischen Klöstern der Ottilianer Kongregation und wurde 1913 Abtei. Der Erste Weltkrieg führte notgedrungen zu einem gewissen Stillstand. Doch überstand die Abtei die schwere Zeit.

Im Jahre 1920 wurde das Apostolische Vikariat Wonsan errichtet und den Missionsbenediktinern übertragen, ein Gebiet von 38. bis 48. Breitengrad. 1927 wurde die Abtei nach Tokwon nahe Wonsan verlegt und das südliche Gebiet Wonsan als Abbatia nullius (deutsch: Territorial-Abtei, eine Abtei, der ein „diözesanes“ Gebiet zugeordnet ist) errichtet.

Am 8. August 1945 erklärte Russland an Japan den Krieg und marschierte sogleich in die Mandschurei und Korea ein. Es kam an verschiedenen Orten zu kriegerischen Aktionen. Das Missionspersonal musste samt der Bevölkerung fliehen. Es war zwar Religionsfreiheit proklamiert, jedoch waren die Russen dem Christentum gegenüber feindlich eingestellt.

Als die Russen acht Monate später abzogen mussten, traten an ihre Stelle die koreanischen Kommunisten, die jedes missionari-



Der Konvent von Tokwon im Jahr 1937. In der Mitte Abt Bonifaz Sauer OSB. Foto: St. Ottilien

sche Wirken verboten und mit Brutalität unterdrückten. Im September 1948 kam es zu Wahlen. Die Kommunisten stellten eine Einheitsliste auf und erregten damit den Siegesstolz der so genannten Demokratischen Volksrepublik. Für die Missions-tätigkeit begann damit eine neue Periode. Schon 1944 waren in der Mandschurei und in Korea alle Schulen verstaatlicht worden. Nun kam es auch offiziell zu Behinderungen der eigentlichen Missionstätigkeit, regional noch verschieden, je nach der Einstellung der jeweiligen Behörden. Mehr oder weniger standen die Missionare unter Polizeiaufsicht, waren in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt.

Da ein neues Nationalgefühl erwachte, nachdem das Joch der Japaner abgeschüttelt war, mussten auch die Missionare als Ausländer empfunden werden, eine Antipathie, die sich auch auf die christliche Botschaft übertrug. Die Missionare waren in keiner Weise bereit, dem Kommunismus mit Sympathie zu begegnen. Ihre antikommunistische Einstellung konnte nicht geduldet werden. Im Mai 1949 war es soweit, dass die Kommunisten zum Generalangriff übergingen. Ein gut vorbereitetes Programm zur radikalen Vernichtung des gesamten Missionswerks wurde schlagartig umgesetzt.

Die Missionare waren nicht ahnungslos. Im Archiv der Erzabtei befindet sich ein maschinengeschriebener Brief von Pater Lucius an Pater Hugo anlässlich dessen Namenstages, datiert vom 29. April 1949, also zehn Tage vor dem nächtlichen Überfall auf die Abtei Tokwon. In diesem Brief heißt es: „Wir verbringen heute den Tag in der Stimmung, in der man Schweres erwartet. Sie kennen ja jenes Schwert, das an einem Haare aufgehängt ist. Und das Haar scheint reißen zu wollen. Doch steht alles in Gottes Hand. Seit gestern teilt auch Bruder Ludwig das Geschick von Pater Dagobert. Er hat nichts verbrochen; doch scheint es, dass er sich von Leuten, die in der Druckerei ihm unterstanden, hat hinter das Licht führen lassen. Also beten Sie für uns und lassen Sie beten, damit Gott alles zum Besseren lenke.“

Bruder Ludwig Fischer als Chef der klostereigenen Druckerei wurde belastet, dass er ohne behördliche Genehmigung Flugblätter hergestellt habe. Was wirklich geschah: Ein „gekaufter“ Mann war in der Druckerei eingeschleust worden, der während der Arbeitspause regierungsfeindliche Pamphlete druckte. Später wurde er deswegen in einem nur fünf Minuten dauernden Missionsprozess in Pyongyang für fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Der stalinistische Gerichtshof hatte diesen und ähnliche Vorfälle mit großer List und Schläue aufgebauscht, um sie als Grund für die Konfiszierung des Klosters anzugeben.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1949 besetzte die koreanische kommunistische Geheimpolizei das Kloster Tokwon und verhaftete sogleich die Gruppe der Oberen von Kloster und Priesterseminar, zwei Tage darauf dann den gesamten Konvent: sie wurde auf Lastwagen verladen und in verschiedene Gefängnisse der nordkoreanischen Stadt Pyongyang eingeliefert. Es waren an die siebzig Personen, darunter etwa zwanzig Tutzinger Missionsbenediktinerinnen.

In zwei Etappen wurden die Brüder per Eisenbahn in das Internierungslager Tschonshon in der Nähe des Dorfes Oksadok abtransportiert. „Oksadok“ sollte für die Gruppe bis 1953 ihr Leidensort und damit zum Symbol des Martyriums werden. Zwischendurch die Evakuierung der Gruppe nach Manpo an der mandschurischen Grenze und Rückkehr nach Oksadok. Von dort werden im November 1953 die Überlebenden in die deutsche Heimat abgeschoben.

Pater Lucius Roth, Prior und Generalvikar von Tokwon, wurde in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1949 mit der ersten Gruppe verhaftet und in das Gefängnis Pyongyang eingeliefert. Er und seine Mitgefangenen wurden in einer Verhandlung, die nur fünf Minuten dauerte, zu fünf-beziehungsweise siebenjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Begründung: „wegen schlechter Ideen“, das heißt wegen ihrer antikommunistischen Einstellung. Nach fast sieben Monaten Kerkerhaft unter men-

schenuwürdigen Bedingungen wurde er am 3. Oktober 1950 hingerichtet.

Bezeichnenderweise gab es im Fall Tokwon keine einzelnen Verurteilungen und Verhaftungen: Es handelte sich immer um eine kleinere oder eine größere Gruppe. Das bedeutet, dass die Klostergemeinschaft als solche für die nordkoreanischen Kommunisten ein Störfaktor gewesen sein muss. Das Kloster als eigene Lebensform, mit einem anderen Werthorizont, der „nicht von dieser Welt ist“, war eine Größe außerhalb der kommunistischen Ideologie und des darauf gründenden Systems.

Die monastische Gemeinschaft mit ihrem Primat der Transzendenz widersprach seinerseits der kommunistischen Ideologie und ging nicht auf in der materialistischen Denkweise des kommunistischen Systems: Es war ein Fremdkörper in der neu konzipierten Gesellschaftsordnung und sollte beseitigt werden. Dieses „Fremde“ war tatsächlich der Glaube an einen Gott, der in diese Welt „eingebrochen“ ist und sich in Jesus Christus geöffnet hat. Ein Glaube, der in der kirchlichen und klösterlichen Gemeinschaft gelebt, bezeugt, gefeiert und weitergegeben wird. Insofern waren die gewaltsamen Aktionen der nordkoreanischen Kommunisten motiviert vom Hass gegen Jesus Christus und gegen jene, die an ihn glauben, und insofern sind diese Personen tatsächlich als Zeugen dieses Glaubens gestorben. Darum ist es sinnvoll, nicht für Einzelne, sondern für die ganze Gruppe den Prozess der Seligsprechung anzustrengen.

Die Ereignisse liegen nun über fünfzig Jahre zurück. Warum erst jetzt das Unternehmen einer Seligsprechung? So kann man fragen. Es gibt einige Gründe, die das lange

Schweigen erklären können. Zunächst denkt niemand in unmittelbarer zeitlicher Nähe zu solchen Ereignissen an eine Seligsprechung. Wer dies täte, würde er von seiner Umwelt wohl eher beargwöhnt. Die heimgekehrten Überlebenden machten sich bald an den Auf- und Ausbau der benediktinischen Neugründung Waegwan in Südkorea; dieses Projekt band Personal, Interesse und Energie.

In den späten Nachkriegsjahren mussten personelle Verluste, die der Weltkrieg auch in die Reihen der Konventualen von St. Ottilien gerissen hatte, verkraftet werden: Es begann die Zeit der Sammlung und der Stabilisierung. Es folgten die gesellschaftlichen und kirchlichen Umwälzungen der sechziger Jahre mit ihren Verunsicherungen. Im Zuge des zweiten Vatikanischen Konzils wurde die Liturgie reformiert. In einer Zeit, da das römische Kalendarium revidiert wurde und viele Gedenktage einer historisch-kritischen Prüfung zum Opfer fielen, hatte niemand ein Interesse daran, über eine Seligsprechung nachzudenken. Ein gewaltiger Einbruch im kirchlichen Leben, auch in den Klöstern führte zu Austritten der Mitbrüder und einem Rückgang der Eintritte. In der Folge davon setzte eine Art „spirituelle Eiszeit“ ein, deren Ende sich erst unter dem Pontifikat von Johannes Paul II. mit seinen zahlreichen und in Rom und in aller Welt eindrucksvoll inszenierten Großveranstaltungen ankündigte. Jetzt scheint ein neues Klima und eine neue Sensibilität für solche Vorgänge in die Kirche einzugreifen zu haben. Die jüngste Note der römischen Glaubenskongregation regt jedenfalls zum Nachdenken über die Bedeutung des Missionsauftrags an.



Die von den Kommunisten zerstörte Klosterkirche im Jahr 1950.

Foto: St. Ottilien